

Paul M. Zulehner

# Mitgift

*Autobiografisches anderer Art*

Patmos Verlag

**VERLAGSGRUPPE PATMOS**

**PATMOS  
ESCHBACH  
GRUNEWALD  
THORBECKE  
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe  
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2014 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.patmos.de](http://www.patmos.de)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0542-7 (Print)

ISBN 978-3-8436-0543-4 (eBook)

# Inhalt

Ouvertüre .....	9
Mitgift. ....	9
Mit Gift. ....	10
Eine Autobiografie anderer Art .....	11
Arbeiten und Lieben. ....	12
<b>1. Satz: Presto</b>	
<b>Arbeiten. ....</b>	<b>17</b>
»Er führte mich hinaus ins Weite« (Psalm 18,20) .....	18
Weltbürger .....	18
Beijing .....	21
Die Lektion chinesischer Studierender .....	22
Katholisch: nicht konfessionell, sondern universell .....	25
Licht und Salz .....	32
Praxis-Erweiterung. ....	37
Orpheus und Eurydike .....	39
<b>Wurzeln .....</b>	<b>40</b>
Fromme liebevolle Eltern .....	41
Kohlstatt .....	50
Familiärer Solidaritätstrainer .....	51
Anregende Vielfalt .....	57
Musikalische Ader .....	63
Singen und Denken .....	69
Gymnasialzeit .....	71
<b>Lehrmeister .....</b>	<b>72</b>
Innsbruck. ....	73
CCEE. ....	92
Carlo M. Martini, Basil Hume, Miloslav Vlk. ....	95
Franz Kamphaus. ....	100
<b>Pastorale Lehrjahre .....</b>	<b>106</b>
Altmannsdorf .....	106

Neuausrichtung . . . . .	110
Das Passauer Pastoralbiotop . . . . .	122
Beirat der deutschsprachigen PastoraltheologInnen . . . . .	138
Zurück nach Wien . . . . .	143
Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart . . . . .	164
An der Universität Wien . . . . .	166
Anfrage Roms zur Frauenordination . . . . .	169
Frauen in die Bildungskongregation . . . . .	171
Antrittsbesuch bei Kardinal König . . . . .	173
Pastorales Forum . . . . .	175
Universitätsreformen . . . . .	181
Biblische Bilder als Inspiration meiner Pastoraltheologie . . . . .	184
Lebe! . . . . .	185
Erbarmen . . . . .	188
Leibhaftig glauben . . . . .	190
Medienarbeit . . . . .	193
Brigitte Schwaiger . . . . .	199

## 2. Satz: Menuett

<b>Lieben</b> . . . . .	209
Gott lieben – meine spirituelle Lebensreise . . . . .	211
Benedikt und Ignatius . . . . .	211
Bin ich nicht Volk? . . . . .	213
Spirituell in den Tag . . . . .	216
Mein Lieblingspsalm . . . . .	219
Menschen lieben . . . . .	224
Priester werden . . . . .	225
Unbeschwerte Kindheit . . . . .	229
Männerfreundschaften . . . . .	232
Frauenfreundschaften . . . . .	240
Aufarbeitung . . . . .	241
Wandlungen der Priesterliebe . . . . .	244
Kinder . . . . .	251

### 3. Satz: Lento

Wofür ich stehe und einstehe . . . . .	263
Orientierungen für den Kirchenumbau . . . . .	264
1. Verbuntung . . . . .	264
2. Umbau der Kirchengestalt . . . . .	265
3. Belonging before believing . . . . .	265
4. Vision der Jesusbewegung. . . . .	265
5. Wie Jesu Vision in einer Kultur wächst . . . . .	266
6. Visionsarme Strukturen sichern nicht die Zukunft . . . . .	266
7. Jede und jeder trägt eine Vision in sich. . . . .	267
8. Die Last des Amtes in den Kirchen: Spurtreue sichern . . . . .	267
9. Neuer Wein, nicht nur neue Schläuche . . . . .	268
10. Abmilderung von ererbten Irritationen . . . . .	268
11. Auf die Gratifikationen kommt es an . . . . .	268
12. Von der Moral zur Mystik. . . . .	269
13. Je mystischer desto politischer. Und umgekehrt. . . . .	269
14. Abendmahl und Fusswaschung. . . . .	269
15. Das eucharistische Herz der Kirchen . . . . .	270
16. Nicht Dienstleistungsbetrieb, sondern eine Gemeinschaft, die Dienste leistet . . . . .	271
17. Eine arme Kirche für die Armen . . . . .	272
18. The Great Chain of Being . . . . .	273
19. Universell, nicht konfessionell: also wirklich katholisch . . . . .	273
20. Erbarmen als gemeinsamer Nenner . . . . .	274
21. The Mission of the Christian Churches . . . . .	275
Respekt vor dem Reichtum an Lebensformen . . . . .	276
Institution – Person . . . . .	277
Pluralisierung . . . . .	283

### Coda:

Die Unvollendete . . . . .	289
Fragment . . . . .	290
Reinkarnation oder Fegfeuer . . . . .	291
Lebenslauf . . . . .	295

## Ouvertüre

### Mitgift

*Mitgift* – ich kann dieses Wort drehen, wie ich will: Es bleibt schillernd. Als Brautgabe besitzt es Wohlklang. Es lässt an Hochzeiten des Lebens denken. Oder an das von Jesus offerierte himmlische Hochzeitsmahl. Es weckt Gefühle von überraschendem und unverdientem Beschenktsein. Als würde unerwartet ein Mensch ins Leben treten, den man als immer schon vertraut erkennt. Dieses Gefühl hat für mich eine warme Farbe und einen sanften Ton. Rainer Maria Rilke muss es gekannt haben. Wie hätte er sonst gedichtet:

DU kommst und gehst. Die Türen fallen  
viel sanfter zu, fast ohne Wehn.  
Du bist der Leiseste von Allen,  
die durch die leisen Häuser gehn.

Man kann sich so an dich gewöhnen,  
dass man nicht aus dem Buche schaut,  
wenn seine Bilder sich verschönen,  
von deinem Schatten überblaut;  
weil dich die Dinge immer tönen,  
nur einmal leis und einmal laut.

Oft wenn ich dich in Sinnen sehe,  
verteilt sich deine Allgestalt:  
du gehst wie lauter lichte Rehe  
und ich bin dunkel und bin Wald.

Du bist ein Rad, an dem ich stehe:  
von deinen vielen dunklen Achsen  
wird immer wieder eine schwer  
und dreht sich näher zu mir her,

und meine willigen Werke wachsen  
von Wiederkehr zu Wiederkehr.

RAINER MARIA RILKE

## Mit Gift

Andererseits: Kaum zerlege ich das Wort in zwei Teile, verändern sich Ton und Farbe von Grund auf. »Mit Gift« signalisiert mir dann ganz anderes. Tiere wie Schlangen oder Spinnen kommen mir in den Sinn. Die Atmosphäre kann vergiftet sein, ökologisch wie zwischenmenschlich – etwa nach einer Trennung oder Scheidung. Giftige Vorgänge beschädigen auch in Organisationen, politischen Parteien, Unternehmen, Fakultäten, aber auch christlichen Kirchen das Klima. Wer wie ich jahrzehntelang in einer Kirche gedient hat, kennt solches Kirchen-Gift besser als viele, welche bisweilen die Kirche ätzend von außen kritisieren und dabei gar nicht bemerken, wie sehr sie eigene seelische Nöte der Kirche aufladen.

Ich werde mich freilich hüten, in meinen Erzählungen selbst giftig zu sein und zu vergiften. Obwohl die letzten Jahrzehnte mir wiederholt Anlass gegeben haben, mich über Ereignisse zu »giften«. In der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils erlebte ich einen unglaublichen Aufbruch. Und litt danach unter dessen schleichendem Abbruch. In diesen dunklen Zeiten tröstete mich ein Spruch von Karl Valentin. Mitten in den grausamen Jahren des Nationalsozialismus rief er den Leuten von der Bühne herab zu: »Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es schon ist.«

Dieses doch ziemlich ohnmächtige Kirchen-Gefühl hat mich in den letzten Monaten gänzlich verlassen. Der Grund hat einen Namen und ein lateinamerikanisches Gesicht: Franziskus, Bischof von Rom. Ich hätte mir nicht träumen lassen, eine solche Zeit der Kirche in meinem fortgeschrittenen Alter noch einmal zu erleben. Es fühlt sich an, als ob man sich nach Jahren eingewohnter Einsamkeit »unsterblich« in einen Menschen verliebt, der den Lebensweg unvorhergesehen kreuzt.

## Eine Autobiografie anderer Art

Ob es Sinn macht, aus meinem Leben zu erzählen und die Geschichte(n) auch noch zu drucken? Dienen Memoiren nicht lediglich der Befriedung eines ungepflegten Narzissmus? Andererseits will ich nicht einfach eine Pflichtautobiografie abliefern, sondern riskiere eine »Autobiografie anderer Art«. In ihr wird mein Leben wie ein Faden sein, der größere gesellschaftliche wie kirchliche Themen zusammenhält. Viele dieser Ereignisse haben mich geprägt, andere wiederum konnte ich selbst in bescheidenen Grenzen mitgestalten. Vieles habe ich freudig erlebt, anderes dunkel durchlitten. Zwischen diesen Polen verlief der ganz normale Wahnsinn des Alltäglichen. Und all das schicke ich mich an zu erzählen und spirituell und theologisch zu bedenken. Ich stehe mit meinen Erfahrungen nicht allein da. Das ist mir in vielen Vorträgen – einmal kam ich in einem Jahr auf fast 160 – , auf zahlreichen Kursen, in langen nikodemischen Nachtgesprächen klar geworden. Es mag also durchaus sein, dass manche im Spiegel meiner spirituell wie theologisch ausgeleuchteten Geschichte sich selbst ein wenig besser verstehen. Schön wäre es für mich, wenn sie dank meiner Erzählungen mit dem, was sie zumal in der Kirche erfreut und was sie erlitten haben, gelassener zurecht kommen.

Ich werde mein Leben vom »Ende« her aufrollen. Ich erzähle zunächst, was mich *jetzt* bewegt und erst danach, was ich die Jahre hindurch geworden bin. Von dem, was ich heute bin, schaue ich an die Anfänge meines Lebens zurück. Ich versuche zu verstehen, was mir widerfahren ist und was ich damit zu machen trachtete. Ich habe Günter Anders im Ohr, der mahnte zu bedenken: »Ja, was tue ich denn da eigentlich? Ja, was tut man mir denn da eigentlich?«<sup>1</sup>

Ich will Sie gewinnen, mir nicht nur beim Erzählen wohlwollend zuzuhören, sondern zumal bei den Deutungen skeptisch zu begleiten. Vieles, was mir nahegegangen ist, haben andere anders erlebt. Ich kann nur von meiner Warte aus den langen verschlungenen Weg überblicken. Manches kann ich erklären, vieles wird als unerklärlich stehen bleiben. Während des autobiografischen Erzählens werde ich da und dort innehalten. Dann werde ich mich über das Erlebte »zurück-beugen«, also das

1 Anders, Günter: Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1956 (©1983), 101.

Erlebte »re-flektieren«. Das kann ich als Praktischer Theologe einfach nicht lassen. Denn die erlebte Praxis ist eine der besten Erkenntnisquellen.

Wenn ich mein Smartphone einschalte, begrüßt mich der Anfang des von Johann Sebastian Bach so grandios vertonten Chorals »Wer nur den lieben Gott lässt walten«. Dieser spirituelle Text hat mich über viele Jahre begleitet. Seit Jahren habe ich mir angewöhnt, jeden Morgen um sechs Uhr zu meditieren. Jeden Montagmorgen singe ich den Choral als Lied, hoffend dass auch jemand anderer mitsingt, um die anhebende Woche unter sein Motto zu stellen. Dieser Liedtext ist mir behilflich, das viele Unerklärliche, das Helle und Dunkle, in meinem Leben auch dann anzunehmen, wenn ich es nicht begreife. Erst wenn ich auf der anderen Seite des Todesufers angekommen bin, werde ich mein Leben in Gottes Armen und mit seinem Erbarmen erklärt bekommen.

## Arbeiten und Lieben

Mir ist es immer dann gut gegangen, wenn meine beiden Lebensbeine gesund waren. Diese sind »Arbeiten und Lieben«<sup>2</sup>. Beim Lieben berührt mich das Zweckfreie: die Anbetung, die Gottesliebe, die Beziehungen zu anderen Menschen, zur Mitwelt. Beim Arbeiten beschäftigt mich Zweckvolles: Da will ich schöpferisch sein, ein Werk hervorbringen, meine eigene Geschichte schreiben und mich selbst ein Leben lang »erschaffen«. Diese »Selbstverwirklichung« erlebe ich als Gottes große Zumutung. Sie weist mich als Ebenbild des schöpferischen Gottes aus. Wenn sich Lieben und Arbeiten in meinem Leben ergänzen und tragen, dann »geht« es mir buchstäblich gut.

Was aber ist, wenn eines der beiden Lebensbeine lahmt? Wie ginge es mir, wenn ich nicht mehr arbeiten könnte? Was macht es mit mir, wenn eine liebevolle Beziehung zerbricht? Immer wenn solches geschah, ging es mir nicht gut. Es macht mir bis heute zu schaffen, wenn eines der beiden Lebensbeine beeinträchtigt ist. Ich spüre, wie dann das andere überlastet ist und in Mitleidenschaft gezogen wird.

2 Vgl. Sölle, Dorothee: Lieben und arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung, Stuttgart 1985.

Ich beginne mein autobiografisches Erzählen mit dem »Arbeiten«. Es bildet nach dieser Ouvertüre den ersten Satz meiner autobiografischen Lebenssinfonie. Dafür entscheide ich mich schon allein deshalb, weil es mir leichter fällt, davon zu berichten. Die Arbeit war und ist zudem mein Lebensschwerpunkt. Manche sagen mir seit meiner Emeritierung: »Jetzt bist du in Pension und hast viel Zeit.« Ich erwidere: »Ich bin nicht in Pension. Ich bekomme eine.« Mich hat meine Arbeit immer fasziniert und gepackt. Ich habe gern gearbeitet und mache das noch immer. Die Emeritierung hat daran nichts geändert. Würde ich sonst dieses Buch schreiben?

Spät oder zu spät habe ich entdeckt, dass ich lange Zeiten meines Lebens hindurch in die Arbeit geflohen war. War für mich Arbeit manchmal Zuflucht, ja Flucht? Gar vor dem Lieben? War ich ein »Liebesflüchter«, ein »Beziehungsmuffel«? Darüber mehr im zweiten Satz der Sinfonie, in dem ich von meinem Lieben erzählen will.

Arbeiten und Lieben im Gleichgewicht zu halten, betrachte ich als eine der hohen Lebenskünste. Mir ist das lange nicht gelungen. Der Weg zur Balance verlief über aufkeimendes Leiden und wachsende Unruhe. Spät in der Nacht, nach einer Heimkehr aus Brixen nach Passau 1980, habe ich ein Gedicht verfasst. Ich fühlte mich damals wie ein Workaholic, der von einer Vortragsreise müde in seiner leeren Wohnung ankam.

#### DIE HÄNDE AUSGESTRECKT

müde gerädert  
dem nachzug entstiegen  
leer die wohnung  
niemand der wartet

der körper ermattet  
doch das herz auf reisen  
es flieht aus der leere  
und sucht deine nähe

vergeblich das läuten  
keine verbindung  
du bist selbst auf reisen  
von arbeit gebunden

leer bleibt die wohnung  
erschöpft auch der körper  
spiegel der seele  
herr, sag, wo bist du?

Allerdings verblieb ich nicht beim Klagen. Ich spürte, wie das Erlittene sich zunehmend in Widerstand wandelte. Ich wollte nicht mehr nur »Arbeitsklave« sein. Ich ahnte, dass mein Leben dabei war, in ein »Gelebtwerden« zu kippen. So machte ich mich auf die Suche nach einer besseren Balance zwischen Arbeiten und Lieben.

AUFRUHR

ich komme heim  
auf dem tisch liegt post  
ich mache sie auf  
und lese bedrängt

bildungswerk bonn  
einen vortrag zur buße  
fortbildungskurs  
jahrgang 50  
in münster  
eine akademie  
plant zwei tage  
zur scheidung  
dazwischen verlangt  
ein beirat die zeit

sie packen zu  
besetzen mein leben  
sie nehmen die zeit  
als wär es die ihre  
sie zwängen mein leben  
hinein in termine  
die wenn sie kommen  
mein leben verbrauchen

mir geht blitzartig auf  
ich werde gelebt  
ist es wirklich mein leben?  
ich plane den aufruhr  
so geht es nicht weiter  
ich selber will leben  
mein eigenes leben  
ich!

ganz unten im berg  
von amtlicher post  
liegt ein brief  
ich öffne ihn zaghaft  
in warmer erwartung  
erahne befreiung  
im lesen der zeilen  
durchschreit' ich ein tor  
in der mauer  
zur freiheit  
zum leben  
zu dir

aufruhr im gang  
ich beginne zu leben

An diese beiden Sätze, das Presto des Arbeitens und das Menuett des Liebens, schließe ich einen beschaulichen dritten Satz an. In diesem Lento fasse ich zusammen, wofür ich heute stehe.

Viele Sinfonien enden schließlich mit einer Coda. Auch diese meine autobiografische Sinfonie. Sie bleibt als Ganzes gesehen eine Skizze, eine Unvollendete. Zu Ende komponieren werde ich Sie erst, wenn ich sterbend in die Liebe des eigentlichen Komponisten meines Lebens hinein-falle.

# 1. Satz: Presto Arbeiten

## »Er führte mich hinaus ins Weite« (Psalm 18,20)

### Weltbürger

Meinen Umfragen zufolge haben die Wiener einen enormen Hang zum Provinziellen. Zwar hatte die Stadt zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen offenen Geist, der noch die Weite der K.-u.-k.-Monarchie atmete, aber dieser scheint inzwischen verflogen zu sein. Der Wiener zählt sich zu allererst auch nicht einmal zu Wien, sondern zu seinem *Grätzelp*. Sie oder er sind Ottakringer oder Favoritener, Meidlinger oder Sieveringer. Selbst Wien ist vielen schon zu weit. Geschweige denn Österreich oder gar Europa, von der weiten Welt ganz zu abgesehen.

Dass ich als geborener Wiener nicht diese Provinzialität geerbt habe, hat einen biografischen Grund. Ich hatte das Glück, dass schon meine Familie wiederholt den Lebensort gewechselt hatte. Das sind die vielen Stationen: Wien – Niederbayern – oberes Mühlviertel – Ottensheim – Wien. Auch innerhalb Wiens haben wir mehrmals den Wohnort gewechselt. Von Wien zog die Familie später nach St. Thomas bei Waizenkirchen weiter.

Nach der Matura 1958 im Wiener Wasagymnasium lebte ich ein Vierteljahrhundert hindurch nie mehr als acht Jahre an einem Ort: Innsbruck – Wien – Bamberg – Passau waren meine befristeten Lebensorte. Erst als ich 1984 an die Universität Wien heimberufen wurde, kam die längste sesshafte Zeit meines Lebens. Ich habe ein kleines gemütliches Haus gebaut und wurde leidenschaftlicher Hobbygärtner.

Wichtige Studienreisen haben meine fachliche Entwicklung gefördert. 1968 ging es mit dem Institut für Sozialethik nach Prag und Russland, um vor Ort die Lage der Religion im kommunistischen Sowjetsystem und im Prager Frühling zu studieren. 1983 besuchte ich die Philippinen. Mit der Prälatur Infanta auf der Hauptinsel Quezon und ihrem Bischof Julio Labayan bestand eine Partnerschaft mit dem Vika-

3 Wienerisch für Stadtteil.

riat Wien-Süd. Ich stützte mich bei meiner Antrittsvorlesung in Wien auf diese »Begegnung mit Infanta«. Erzbischof Franz Jachym hatte damals den Kopf geschüttelt und gemeint: »Ihr macht eben in eurer Generation Pastoraltheologie anders.« Der Kontakt mit den Philippinen wurde von Veronika und Gunter Prüller-Jagenteufel noch länger am Leben erhalten. Die Studienreisen mit ihnen haben eine ganze Studentengeneration bereichert.

Im Rahmen meines ersten Besuchs auf den Philippinen hat uns eine Schwester namens Teresia Estallila zu den Dumagats mitgenommen. Dieser bedrohte Stamm pflegt bis heute seine Steinzeitkultur. Unsere Reisegruppe schlief wegen der Kälte »in Bündeln«, um einander zu wärmen. Wir erfuhren von fremden Sitten und Gebräuchen, von der Feldarbeit der Frauen und der Arbeit der Männer mit den Kindern. Sehr beeindruckt hat mich das Eheschließungsritual. Der Vater der Braut und jener des Bräutigams setzen sich an einem Tisch, vor sich haben sie ein Holzbrett. Sie stoßen zwei Dolche in das weiche Holz. Die Botschaft ist klar: Wer untreu wird, muss mit dem Tod rechnen. Denn Untreue bedroht das Überleben des Stammes.

Nach den Philippinen ging die Reise weiter nach Taiwan. Ich begleitete Missionarinnen und Missionare bei ihrer jährlichen Fortbildungswoche. Sie waren nach dem Sieg von Mao Zedong vom chinesischen Festland auf die Insel geflohen. Dort wurden viele chinesische Festlandsflüchtlinge, aber auch malaysische Ureinwohner getauft. Die einen wegen des Reises, die anderen, weil sich die Missionarinnen und Missionare nachhaltig um den Erhalt ihrer Kultur gekümmert haben. Ihnen ist der Erhalt der einheimischen Sprachen zu verdanken, die sie auch in der Liturgie verwendeten. Ich habe in Abständen insgesamt sieben Mal mit dieser Gruppe von Missionarinnen und Missionaren gearbeitet und dabei Freundinnen und Freunde gewonnen. Ich bewundere, dass sie ihr ganzes Leben auf die Karte der Mission gesetzt haben. Ob ich das könnte, so radikal alles zu verlassen? Aber zugleich habe ich erlebt, was diese Mutigen gewinnen. Luis Gutheinz zum Beispiel, ein Tiroler Jesuit, ist in die taiwanesischen Kultur so sehr eingetaucht, dass er inzwischen mehr Chinese als Europäer ist. Er hat eine beeindruckende Chinesische Theologie verfasst, und das mehrere Jahrhunderte nach dem gescheiterten Versuch seines jesuitischen Mitbruders Matteo Ricci, der das Christentum mit dem Konfuzianismus versöhnen wollte. Dessen Grab in Beijing

ist heute wieder zugänglich, obgleich es auf dem Gelände der Kommunistischen Parteiakademie liegt.

Zur Reisegruppe gehörten neben mir Sr. Lea Ackermann, Fritz Köster SAC sowie Eduard Puffer – ein Arzt aus Bad Schallerbach in Oberösterreich. Drei Jahre später reisten wir zusammen nach Mombasa in Kenia. Dort studierten wir die Lage von Kinder-Prostituierten. Sr. Lea hat mit Solwodi eine Organisation gegen Frauenhandel und Kinderprostitution gegründet und ist dafür mehrmals geehrt worden. Ihr verdanke ich eine köstliche »feministische« Erzählung: Als sie Theologie studierte, fragte sie ein Mitbruder aus dem männlichen Zweig der Weißen Väter, ob sie nicht mit ihm in die Mission gehen möchte, um dort den Haushalt zu machen. Sie darauf: »Magst nicht du mit mir in die Mission gehen und den Hausmeister machen?« Sr. Lea lebte viele Jahre mit dem kürzlich verstorbenen Pater Fritz im Pfarrhaus Andernach am Rhein. Sie machte nicht die Hausfrau und er nicht den Hausmeister.

Meine Pastoraltheologie wurde zudem geprägt durch eine Bildungsreise nach Peru und Bolivien mit Fachleuten von Misereor im Jahr 1983. Den Verantwortlichen lag auch an fundierter Bildungsarbeit für die Menschen im Geberland Deutschland. Zur Vorbereitung jeder zweijährigen Bildungsoffensive fuhr eine Gruppe in das jeweilige Schwerpunktgebiet. Ich wurde als Pastoraltheologe mitgenommen. Wir besuchten das umstrittene Megastaudammprojekt in Cajamarca in Nordperu. Unter Beteiligung deutscher Firmen und mit Geldern der Bundesregierung wurden dort weite Gebiete überflutet. Viele Menschen verloren dadurch ihre Lebensgrundlage. Ein Treffen mit Gustavo Gutierrez in Lima hat mich sehr beeindruckt. Als bedrückend erlebte ich den Besuch in einer Silbermine in Potosi (Bolivien), wo die Arbeitsbedingungen der Bergarbeiter gefährlich und ausbeuterisch waren. In einem Dorf hoch in den Bergen begegnete ich einem spanischen Jesuiten. Ich erlebte eine einheimische Hochzeit mit. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich vom spanischen Missionar, dass in diesem christlichen Dorf die Zeit vor der Trauung keinesfalls kirchennormkonform verlief: Um zu beweisen, dass das Paar Kinder zeugen konnte, musste(!) es vor der Eheschließung zusammenleben. Als der Missionar bei seinem Beichtbefähigungsexamen in Spanien von diesem Brauch erzählte, fiel er durch.

Bei der Trauung spielte sich eine berührende Zeremonie ab. Die Frau hielt einen leeren Hut, der Mann schob seine beiden Hände darüber. Der

Priester legte in die Hände des Mannes mehrere Goldstücke, die der Mann durch seine Hände hindurch in den Hut fallen ließ. So wurde rituell beschworen, dass das Paar und seine Familie immer ausreichend viel Geld fürs Leben haben möge.

So bin ich, in überschaubaren Verhältnissen aufgewachsen, durch viele Wohnortwechsel und Bildungsreisen mit der Zeit doch ein Weltbürger geworden. Einzig in Australien war ich (bisher) nicht. Und nicht in Israel (leider!). Die weltweiten Reisen haben mein Denken katholisch im Sinn von allumfassend gemacht.

## Beijing

Ich kann von Glück sagen, dass ich in den Jahren 2008, 2010 und 2011 zu Vorlesungen ins Priesterseminar in Beijing eingeladen worden war. Diese Reisen waren theologisch besonders prägend. Peter Neuner, Dogmatiker und Ökumeniker aus München, mit dem ich seit Passauer Zeiten befreundet bin, war schon vor mir dort tätig. Er hatte den damaligen Studienleiter Johannes Chen-Binshan in München promoviert. Jetzt brauchte dieser im Rahmen des Umbaus des Priesterseminars in eine theologische Fakultät mit Diplomabschlüssen jemanden für Pastoraltheologie. Ich habe mit freudiger Neugierde zugesagt, in diesem mir fremden Land Pastoraltheologie zu unterrichten.

Die drei Aufenthalte in China blieben nicht ohne Auswirkungen auf meine Pastoraltheologie. Auf dem Nabel der Welt im Park des Tempels des Himmlischen Friedens zu stehen ist für uns Europäer, die sich weltkirchlich für das Zentrum der Welt halten, bewegend und ernüchternd zugleich. Das chinesische Imperium verstand sich als »Reich der Mitte« mit einer jahrtausendalten Kultur. Viele Kulturschätze Chinas wurden zwar durch die Kulturrevolution unter Mao Zedong (1966–1976) zerstört, doch heute werden sie in bewundernswerten Genauigkeit wiederhergestellt. Davon konnten wir, Peter Neuner und ich, uns in dem von China einverlebten Tibet überzeugen. Nach dem bislang letzten Kurs in Beijing im Jahre 2011 haben wir Tibet eine Woche lang bereist und bestaunten die mit hohem Aufwand wiedererrichteten Tempel und Kulturdenkmäler.

## Die Lektion chinesischer Studierender

Eine der ersten Fragen, die mir die Studierenden in Beijing stellten, war: Wie steht es um das Heil der Buddhisten, Maoisten, Kommunisten, Daoisten – also der Mehrheit der Menschen in China? Zwar wächst die Zahl der Christen in China relativ rasch, weil das Christentum in Verbindung mit der bewunderten westlichen Technologie für viele Intellektuelle die dazugehörige »Erfolgsreligion« darstellt. Aber die in eine der christlichen Kirchen Hineingetauften bilden im chinesischen Milliardenvolk nach wie vor eine marginale Größe. Mich verwundert, dass die mächtige Kommunistische Partei Chinas in der katholischen Kleinstkirche eine derart große Gefahr sieht und sie verfolgt, einen beträchtlichen Teil in den Untergrund treibt und den anderen Teil in josephinischer Manier über die »Patriotische Vereinigung« von innen her rigoros kontrolliert.

Ich bin in einem katholischen Land groß geworden und auch meine ersten Jahre an der Universität verbrachte ich in den katholischen Gegenden Bamberg und Passau. Bei den Franken war zudem der Anteil der evangelischen Christen groß. Durch die Ausbildung von Priestern und Pastoralreferentinnen und -referenten sowie das Training von Pfarrgemeinderäten und engagierten Mitgliedern in Gemeinden und Verbänden fokussierte ich meine fachliche Arbeit auf die katholische Kirche. »Katholisch« klang für mich von Kindesbeinen an konfessionell. Das war eine Nachwirkung der Reformation. Denn als sich in der einen »weströmischen« Kirche im Zuge der Abspaltung der Protestanten in Augsburg um 1530 eine neue Konfession bildete, mutierte auch die katholische Kirche spätestens auf dem Konzil von Trient zu einer solchen. »Katholisch« meinte dann nachreformatorisch im Vergleich zu den anderen christlichen Kirchen jene »wahre Kirche«, außerhalb derer es kein oder nur in seltenen Ausnahmen Heil gab. Als Bürger eines katholischen Landes beunruhigte mich das nicht ernsthaft. Ich konnte hoffen, dass Gott alle rettet, die mir lieb und teuer sind. Und die wenigen Nichtkatholiken im Land? Diese zu retten überließ ich der weisen Klugheit Gottes.

Ich merkte rasch, dass die chinesischen Studierenden das ganz anders wahrnahmen. Wenn die Katholiken auch in China ein Heilsmonopol haben, wenn also nur getaufte Mitglieder der katholischen Kirche geret-

tet werden: Kann es dann wirklich Gottes Plan sein, dass nur eine Minderheit des chinesischen Riesenvolks zum Heil kommt? Und die vielen anderen? Sie rührten mit ihren Fragen an ein auch in meiner Biografie sehr wirkmächtiges Thema. Das Heilsmonopol der christlichen Konfessionen wurde mit einer fatalen theologischen Ansicht des Kirchenlehrers Augustinus erklärt: Aus der großen Zahl der Menschheit werde Gott nur eine kleine Schar retten. Augustinus meinte zu wissen, dass es so viele sein werden, als Engel gefallen waren. Die Übrigen würden am Ende eine unübersehbare »massa damnata« bilden, die große Zahl der Verdammten. In der westkirchlichen Tradition des Christentums wurde diese Ansicht des Augustinus über Jahrhunderte offiziell gelehrt, in Katechismen gedruckt und Kindern beigebracht. Auch ich habe es Kindern in der Volksschule gelehrt. Um es auch den Getauften nicht zu leicht zu machen, wurde das »Durchkommen« an viele moralische Details gebunden. Schwere Sünden brachten einen rasch ins Heils-Out, das Beichten hingegen führte auf die Heilsspur zurück. Weil das Sündigen angesichts des reichhaltigen Sündenkatalogs nicht selten war, wurde die häufige Beichte eingemahnt – am besten vor jedem Kommunionempfang, mindestens also einmal im Jahr zur österlichen Zeit. Wer angesichts der ungewissen, weil an moralische Integrität gebundene Heilssaussicht ganz sicher gehen wollte, feierte die Herz-Jesu-Freitage, was ich auch machte. Oder ich betete inständig den Rosenkranz. Von Seherkindern aus Fatima belehrt, fügten wir hinzu: »Führe alle Seelen in den Himmel, besonders jene, die deiner Barmherzigkeit am meisten bedürfen.« Zu diesen Heilsbedürftigen zählte man in erster Linie sich selbst. Das alles habe ich getreu mitgemacht. Richard Rohr, franziskanischer Mystiker aus New Mexico in Kalifornien karikiert solche heilsängstliche Spiritualität als »worthiness-contest«.

Diese Pastoral zeitigte freilich bei mir wie bei vielen Katholiken beträchtliche Kollateralschäden. Ich erinnere mich, in meiner Kindheit eine lähmende Höllenangst entwickelt zu haben. Einmal träumte ich – und dieses Traumbild sehe ich bis heute plastisch vor mir – in einem Fass eingeschlossen zu sein, als es darum ging, in den Himmel einzuziehen. Ich hatte riesige Angst, dass ich nicht rechtzeitig aus dem Fass herauskäme. Diese kindliche Höllenangst sehe ich heute für gar nicht jesuanisch an. Angst ist Enge, wie ich aus ihrer bedrängenden Erfahrung weiß. Ich hatte in meinem Glauben nicht befreiende Weite, sondern beängsti-

gende Enge gelernt. Was ich in Predigten gehört, im Religionsunterricht gelernt und später in den moraltheologischen Vorlesungen des Kasuistikers Josef Miller SJ<sup>4</sup> in Innsbruck studiert habe, waren die bedrohlichen Reden Jesu vom engen Nadelöhr, vom Gericht, von der fürchterlichen ewigen Hölle, vom Heulen und Zähneknirschen. Die Heilslage selbst jener Getauften, die mit ihrem Mund bekennen: »Jesus ist der Herr« und in ihren Herzen glauben »Gott hat ihn von den Toten auferweckt« und die laut Paulus auf diese Weise »gerettet werden« (Röm 10,9), wurde mit Blick auf moralisches Versagen dennoch als prekär angesehen. Die vielen kontrastierenden Texte der Hoffnung gar für alle Menschen wurden den Gläubigen – auch mir – wohlweislich vorenthalten.

Wenn es in meinem gläubigen Leben und theologischen Denken eine bedeutende Entwicklung gegeben hat, dann war es »Weitung«. Ich kann heute den Psalm 18,20 sehr gut nachvollziehen, in dem es heißt: »Er führte mich hinaus ins Weite, er befreite mich, denn er hatte an mir Gefallen.« Solche Weitung widerfuhr mir an den Wurzeln meines Glaubens und damit an den Quellen meines Lebens. Die Studierenden aus dem Priesterseminar in Beijing haben mir dazu den letzten längst fälligen Anstoß gegeben.

Natürlich war mir der Beitrag von Karl Rahner, »Der Christ und seine ungläubigen Verwandten«<sup>5</sup>, bekannt. Aber ich hatte seine existenzielle Tragweite in meiner Studienzeit in Innsbruck noch nicht verstanden. Dass zur bleibenden Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils die von der kirchlichen Autorität nicht verworfene Frage gehöre, ob wir hoffen dürfen, dass Gott am Ende alle rettet, war in meinem Kopf zwar angekommen, aber hatte noch nicht mein Herz und damit auch nicht meine Pastoraltheologie revolutioniert. Dazu brauchte es fragende chinesische Studierende, die in ihrer Verwandtschaft, unter den Familienmitgliedern und den Angeheirateten fast nur »ungläubige Verwandte« hatten. »Ungläubige« im Sinn des Evangeliums, versteht sich, aber nicht »Ungläubige« im Sinn ihrer religiösen Traditionen. Wer als Gläubiger Nichtgläubige wirklich liebt, kann wohl gar nicht anders, als nach deren Heil zu fragen und für sie fest auf dieses zu hoffen.

4 Joseph Miller unterrichtete nach der dicken »Summa theologiae moralis« von Hieronymus Noldin, in der alle nur erdenklichen Sünden aufgelistet waren.

5 Rahner, Karl: Der Christ und seine ungläubigen Verwandten, Sämtliche Werke, Band 10, Freiburg 2003, 274–289.